

# DAS UNGLÜCKSKIND

GENREBILD



C. A. WETTERBERGH

**Carl Anton Wetterbergh**

**Das Unglückskind**

**Genrebild**

---

Franckh'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, 1854

Deutsch von Gottlob Fink

---

*Bibliothek von ngiyaw eBooks*

---

Illustration: Ernst Oppler, Lesendes Mädchen

## **Ein Badort.**

Ein Brunnen oder Badort hat in Bezug auf das Gesellschaftsleben alljährlich seine Ebbe und seine Fluth. Zur Zeit der Ebbe ist es die eigene Bevölkerung des Ortes, welche flimmert und glänzt; zur Zeit der Fluth sind es die Reisenden von nah und fern, die dem Ort seine Lokalfarbe geben.

Den ganzen Winter hindurch hat die alte Majorin von Rolfsberg ihren Ruf für gute Kaffeebrödchen und den allerschönsten Rahm aufrecht erhalten; während derselben Zeit hat die Bürgermeisterin eine Aalquabbe in säuerlichsüßer Sauce aufgetischt, dergleichen auf keiner andern Tafel in der ganzen Stadt gesehen worden. Frau Ternanders neuer Shawl war während dieser Zeit der Aerger und die Freude der ganzen Stadt, so schön war er. Den ganzen Winter hindurch war der Notar Reimling der geistreichste aller jungen Herren der Stadt, war trotz Glatze und Dickbauch der interessanteste, den man finden konnte. Die ganze Stadt heftete ihre Augen auf den Notar, welcher das Genie des Ortes war; die jungen Damen strömten über vor Bewunderung für all die komischen Dinge, die er

sagte, für all das attische Salz womit er jeden sinnigen oder sinnlosen Ausspruch würzte, der über seine Lippen kam, und dem Kapitän Krummschnabel bestritt kein Mensch das Verdienst der beste Bostonspieler in der ganzen Stadt zu sein.

Aber kaum erschien der Frühling, um seine Kränze zu flechten, so verschwanden die Stadtbewohner beinahe gänzlich, und man wußte nicht, wohin sie kamen. Es lohnte nicht mehr der Mühe von dem Zuckerzwieback und dem Kaffee der Majorin zu sprechen; denn eine reiche finnische Baronin gab Kaffeevisiten, dergleichen man noch nie gesehen hatte: das Service war von Sèvres mit gottvollen Abbildungen aller berühmten Orte in der Welt; die Theelöffel waren entweder von Gold oder doch vergoldet und am Stiel mit dem freiherrliche Wappen geschmückt; Livreebediente warteten auf und präsentirten ein Silberkörnchen um das andere mit Backwerken aller Art. Von einem Wetteifer in Bezug auf Shawle konnte keine Rede mehr sein, denn mehrere Großhändlerinnen besuchten das Bad; Bostonspieler fanden sich partienweise ein, und selbst der Notar ward in den Schatten gedrängt, da gewöhnlich irgend ein allgemein anerkanntes Genie, d. h. ein Herr, der ein Buch geschrieben oder den Preis in der schwedischen Akademie gewonnen hatte, im

Sommer das Bedürfnis verspürte leidlich zu verbessern, was er im Winter geistig verschlimmert hatte; denn das mag Jedermann wissen, daß es eigentlich ein Bißchen ungesund und angreifend ist vor dem Publikum mit seinen Geistesgaben zu glänzen.

Die Majorin Rolfsberg hatte im Frühling ihre letzte Kaffeervisite. Sie wurde gewöhnlich einige Tage vor dem Beginn der Badesaison veranstaltet, wenn die eine und andere Equipage, die durch die Straßen des Städtchens rollte, sowie das eine und andere vornehm blasse Gesicht, das nicht zum Kreis der Freunde gehörte, bewies, daß die Zeit der Stadt bald abgelaufen war. Man versammelte sich da gleichsam um von sich selbst Abschied zu nehmen, und darin hatte man Recht. Zwei ganze Monate sollte man vergessen, daß man vorhanden war, und noch vier Monate nachher lohnte es sich nicht der Mühe auf's Seil zu steigen; die ganze Stadt war voll von Erinnerungen an ihre fremden Gäste. Wer am allerwenigsten Freude von der Badgesellschaft hatte, das waren die jungen Herren der Stadt. Ein ganzer Schwarm zierlicher, fein gebildeter Lieutenants, ein Paar königliche Sekretäre, von denen der eine Klavier spielte und der andere da? Gedicht von der Eifersucht declamirte, ein junger Hofprediger, der so allerliebste

das Gebet sprach, kurz und gut ein ganzer Haufe von Nebenbuhlern, die sich nicht so leicht vergessen ließen, hatte sich zwischen die Kavaliere und die jungen Damen des Ortes gedrängt. Wer zuerst von allen wieder auflebte, war der Notar Reimling, denn die Blumen des Genies sind vergänglich, und also vergaß die Stadt ein fremdes Genie leichter, als sie im Stande war den Lieutenant R. zu vergessen, der so bleich und interessant aussah, oder den königlichen Sekretär mit der Eifersucht auf seinen Lippen und der Gelbsucht auf seinen Wangen, oder den allerliebsten Hofprediger, der Gottes Wort in Verse brachte und den Weg der Seligkeit mit Confect und Pottrosinen überstreute.

So war denn die Kaffeervisite der Majorin eigentlich ein Trauerfest. Sechs Monate, die Badesaison und die Erinnerungen zusammengerechnet, sollten verfließen, bevor die Bewohner der Stadt wieder in ihr altes Esse kamen; sechs Monate ohne Namen, ohne Aufmerksamkeit, ohne häusliches Behagen.

Wer durchaus *Alles* für seine Nebenmenschen sein will — es gibt Leute, bei denen es eine wahre Leidenschaft ist der ganzen Welt nothwendig sein zu wollen — der läßt sich niemals an einem Ort nieder, wo es Mineralwasser oder Seebäder gibt. An einem solchen Ort zu wohnen, ist dasselbe, wie wenn man

die eine Hälfte des Jahres todt ist und die andere Hälfte dahinsiecht; es ist dies ein fortdauernder Todeskampf für die kleine Eitelkeit.

»Man sagt, gnädige Frau Majorin,« sagte Herr Reimling, indem er seine kugelrunden Augen über die Gesellschaft hinrollen ließ, »man sagt, unser Ort soll diesen Sommer von vielen Notabilitäten beglückt werden.«

Nun ja, wie gewöhnlich, denke ich. Die Baronin Dornkranz von Finnland kommt vermutlich mit ihren Fräulein; eine recht aimable Dame.«

»Ja, ich glaube. Hm, aber gewisse Notabilität; der Lieutenant Braun zum Exempel.«

»Braun! Ei der Tausend, das wird recht angenehm werden!« riefen mehrere Mädchen, unter denen der Baronin eigene Emma sich befand.

»Ah so, die jungen Damen haben also seine Schriften gelesen,« bemerkte der Notar, »allerdings ist er eine Art von Genie, dieser Braun.«

»Ja, und so kurzweilig.«

»Ja, ach ja, Braun geht an, geht an, es findet sich wirklich etwas Ungewöhnliches in seinen Wortstellungen, aber Genie besitzt er dennoch nicht, seine Schriften sind unrein, nicht sittlich schön, hm . .

. «

»Meine liebe Emma,« sagte die Majorin, »hat vermuthlich nie eine Zeile von ihm gelesen.«

»Vermuthlich nicht, meine gnädige Mamsell Emma?« fragte der Notar.

Emma erröthete.

»Dergleichen Schriften,« sagte die Majorin, »sollten censirt werden, man sollte sie nicht unter dem Publikum verbreiten dürfen, welches die Thorheit hat sie zu bewundern.«

»Ja,« versetzte die Bürgermeisterin, »aber Papa hat mir dieser Tage daraus vorgelesen . . . ach, es war so zum Lachen.«

»Die Hauptsache bei jedem Genie ist, daß es sittlich und rein sein muß,« erklärte der Notar, »und deßhalb freuen wir uns auch, daß wir Böttiger zu sehen bekommen werden.«

»Böttiger!« riefen die Mädchen, welche instinktmäßig wußten, daß es dem Notar ins Herz schneiden mußte, »Böttiger, ach der edle, sanfte Böttiger!«

»Ja, darin haben die Damen Recht, aber — aber wenn man seine Schriften analysirt, so . . .«

»Ach sie sind göttlich.«

»Hm, ich will es nicht leugnen; eine Phantasie, wirklich eine Phantasie — hm, aber weinerlich und weich; hm, er verweichlicht, das ist eine Art



poetisches Theewasser, hm hm hm! Braun ist ein Feuerbrand — zlützl und z'viel verderbt alles Spiel.«

»Aber welcher gefällt Ihnen am allerbesten, Herr Notar? Einer ist doch wohl der Beste.«

»Ganz richtig, meine Damen; aber die Besten sind in Wahrheit die Klassiker, Homer, Virgil, Horaz, Ossian — keine jetzt lebenden.«

»Aber Runeberg, Herr Notar! Die Baronin, meine Freundin, die Baronin Dornkranz ist ganz entzückt von Runeberg! er ist eine Art Schulmeister in Borga,« versetzte die Majorin.

»Ja gewiß, Runeberg, ach ja, das ist wirklich ein großer Mann, ein Mann von Kopf und Herz,« sagte der Notar, der Gott dankte, daß Runeberg in Finnland wohnt.

»Das Gerücht sagt, es wäre möglich, daß auch er unserer Stadt einen Besuch machen würde,« sagte die Majorin.

»Ach mein Gott, Runeberg!« riefen die Mädchen mit aufrichtigem Vergnügen.

»Ja, meine Freundin, die Baronin sagt, der Arzt solle ihm eine Badkur angerathen haben.«

Der Notar erblaßte (wenn es so war, so war Alles verloren). »Ach, ja, das wäre recht angenehm,« sagte er, »ich und er würden gute Freunde werden, dessen bin ich gewiß; es ist in unserem Charakter Etwas was

harmonirt, diese Einfachheit nimmt mich ein, diese Kraft reißt mich hin, dieser Reichthum der Phantasie blendet mich; ja er und ich würden sympathisiren, ich würde dem edlen Fremdling offene Bruderarme und ein warmes Herz bieten. Tegner und ich sympathisiren ganz ohnegleichen. Als ich zur Zeit des Reichstags in Stockholm war und in der Kammer meinen Dienst verrichtete, traf ich Tegner oft. Ich hatte sogar Gelegenheit ihm einige Skizzen zu zeigen, die einer meiner *näheren* Freunde zu seiner Kurzweil geschrieben hat (mit einem merkwürdigen Blick), und er lobte sie, wünschte sehr, daß sie gedruckt werden möchten, und so weiter. Ein sehr liebenswürdiger Mensch, Tegner.«

»Wer ist wohl dieser nähere Freund?« fragte die Bürgermeisterin mit einem schlaunen Blick auf ihre Nachbarinnen.

»Ach, meine Damen, ich beichte Ihnen meine Geheimnisse gern«, versetzte der Notar, indem er seine runden Augen einen Ausdruck schalkhafter Verlegenheit annehmen ließ, »aber fremde Geheimnisse . . . nein, meine Damen!«

»Wenn wir's errathen . . . dürfen wir rathen?« fragte die Majorin.

»Sehr gern.«

»Dieser nähere Freund war kein anderer als Sie selbst, Herr Notar.«

Der Notar mit erheuchelter Verwunderung: »Ich? Wie können Sie so Etwas glauben, meine Damen? Die Juristerei verträgt sich nicht mit der Poesie und Dichtkunst; Protokolle sind etwas ganz Anderes als Phantasiestücke . . . hm, nein, das habe ich nie gesagt.«

»Nein, aber wir verstehen es doch wohl. Ach, Herr Notar, wenn Sie uns Etwas, nur etwas Weniges von diesen Stücken zum Besten geben wollten!«

»Unmöglich, meine Damen, unmöglich.«

»Aber doch während der Saison?«

»Dann? Unmöglich. Sollte ich einen Braun oder Böttiger meine Versuche hören lassen? Braun würde mit mir, wie mit der ganzen Stadt seinen Spaß treiben, und Böttiger könnte es vermuthlich nicht über sich gewinnen, ihnen auch nur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; ich kenne diese Professoren; was nicht vom Akademiestaat ausgegangen ist, hat für sie keinen Werth. Mein Gott! ich würde . . . nein, Gott sei Dank, mich treibt keine Eitelkeit . . . ich singe mit einem älteren Dichter: Ach wie groß und schön ist's Gutes zu thun und vergessen zu werden!«

»Edel gedacht und noch edler gesagt,« äußerte die Majorin mit einem vornehmen Seufzer.

»Wäre es nicht möglich Mamsell Emma zu überreden, daß sie uns ein Bischen Klavier spielte?« sagte der Notar.

»Ach, Emmas Talent ist gar zu unbedeutend,« war die Antwort der Majorin. »Meine arme Emma hat keine Anlage zur Musik, obschon es ihr allerdings nicht an Stimme fehlt . . . aber sing, liebe Emma.«

Wir haben bis jetzt von Mamsell Emma, der ältesten Tochter des Hauses, einem Mädchen von neunzehn Jahren, noch kein Conterfei zu geben versucht. Sie war durchaus nicht schön, ihre hellblauen Augen verriethen bei gewöhnlichen Veranlagungen nichts Anderes als eine gewisse Schüchternheit, die nicht zum Vortheil des Mädchens sprach; in andern Fällen dagegen konnte der aufmerksamere Beobachter einen unterdrückten Schmerz unerwartet schnell mit einem satirischen Ausdruck wechseln sehen, der sich gleichsam in einigen seinen Falten der Augenwinkel verbarg. Emma hatte ungewöhnlich helles, aber sehr reiches Haar, das in freien Locken herabfiel. Die jungen Herren der Stadt, denen in Bezug auf die Mädchen der Stadt wohl das beste Urtheil zustand, behaupteten, Emma Rolfsberg sei etwas steif und langweilig; sie zeichnete sich weder in der Conversation noch im Tanze aus; mit einem Wort, Emma war nicht die

gefeiertste von allen, sondern wurde sehr oft vergessen, ausgenommen wenn die Majorin eine Kaffeervisite hatte, wo es natürlich nicht angienge die Tochter des Hauses zu vergessen, die zu Hause befindliche nemlich, denn die Majorin hatte noch eine andere, die sich aber nicht daheim aufhielt.

»Nun, Emma, spiele und singe, was Du kannst,« sagte die Majorin mit einem ernsten, befehlenden Blick.

Emma trat vor. Ihr ernstes Gesicht schien das Gepräge eines tiefen Leidens zu tragen, ihre hellblauen Augen schienen um Gnade zu bitten, aber bloß um sich sogleich wieder zur Erde zu senken.

»Sei guten Muths, Emma, es hat ja keine Gefahr,« flüsterte des Rathsherrn Sämman Stina Lisa, eine kleine dicke Brünette, die so keck drein schaute, als wollte sie eine Schanze stürmen.

Der Notar hatte wie gewöhnlich hinter dem Stuhl Platz genommen, er war das einzige Ohr der Stadt, derjenige der, wenn ein Stockholmer oder ausländischer Künstler sich innerhalb der Stadtmauern hören ließ, die Recension in die Zeitung der Stadt schrieb. Glücklicher Weise hatte sich derselbe Künstler immer schon anderwärts hören lassen, und der Notar wußte also, ohne noch einen einzigen Ton

seiner Geige vernommen zu haben, wie der Mann beurtheilt werden mußte.

»Fangen Sie an, meine gute Mamsell Emma, ich kehre das Blatt um: beliebt Etwas von Rossini?«

»Nein, Herr Notar.«

»Aber mein Gott, Du kannst ja eine lange Arie,« fiel die Mutter ein.

»Mama, sie ist so schwer.«

»Um so besser können Sie Ihre Mittel zeigen,« bemerkte der Notar. »Wenn ich mich nicht täusche, hat Mamsell Emmas Stimme einen großen Umfang.«

»Sing Rossini,« sagte die Majorin und strich ihre Mantille glatt.

Emma mußte. Die arme Emma, es war schwer, sehr schwer, und gieng weit über ihre Kräfte; sie fand es selbst, obschon der Notar, vermuthlich um der Sängerin Muth zu machen, unaufhörlich flüsterte: »Bravo, Bravissimo, ha, charmant!«

Ein solches Gesinge gleicht einer Art von Strafflection und erinnert an die alte Feuerprobe, bei welcher der Angeklagte über neun glühende Eisenstangen springen mußte. Wenn man in der Nähe steht und in die Noten sehen kann, findet man an ihrer Menge, Höhe und Zusammendrängung wo eine solche glühende Stelle sich befindet; man ängstigt sich, bis das arme Opfer dahin kommt; jetzt kommt es in den

Wirbel, die Töne stocken, werden vergessen, sie werden heiser, zitternd ; — ach wie schwer muß es sein! Gott sei Dank, jetzt ist es vorüber. Erst weiter unten, dreißig Takte von da, ist wieder eine ähnliche Gefahr. So von Triller zu Triller gehetzt, einer athemlosen Hindin gleich, die durch das Gebüsch flieht, wurde die arme Emma dahingejagt, um ihren Rossini zu Ende zu bringen.

Es gelang.

»Sehr brav,« sagte der Notar, »Mamsell Emma besitzt ein wirklich schönes Organ, einen angenehmen Timbre, etwas rein Metallisches in ihrer Stimme, ob schon die technischen Schwierigkeiten noch . . . Ach, ich erinnere mich der Zeit, wo die kleine Jenny, das Entzücken unsers Jahrhunderts, nicht besser sang: ich wohnte damals in der Ochsenmarktstraße, wie sie.«

»Noch mehr, liebe Emma! bat die Gesellschaft.

»Du mußt Dich nicht lang bitten lassen,« sagte die Majorin., Sing eines Deiner Liedchen, Emma. Die Herrschaften dürften verzeihen, daß sie so unbedeutend sind.«

Emma begann jetzt ohne Noten eines jener Volkslieder, die lange, ehe sie in die Mode gekommen, jedes schwedische Herz rührten.

Man schämte sich zu gestehen, wie sie in die Seele drangen, gleich als müßte man sich schämen zu

bekennen, daß eine unserer wilden Blumen ebenso schön sein kann, wie eine gepflanzte. Inzwischen war es ein ganz anderer Gesang, rein, tief und klar, er floß hervor wie ein Waldbach; selbst der Notar fand ihn sehr schön.

»Dank, tausend Dank, Mamsell Emma, das Volkslied ist in der neuesten Zeit modisch geworden; man singt es in Stockholm in der höheren Societät.«

Emma hätte sich vermuthlich noch lange am Piano abquälen müssen, wenn nicht das Dienstmädchen der Majorin einen Brief überreicht hätte. Es waren bloß einige Zeilen, aber sie erweckten ihre lebhafteste Aufmerksamkeit:

»Meine Herrschaften, ich bekomme Besuch, aber wer es sein mag, weiß ich nicht. Das Billet enthält bloß folgende Worte: Einige Freunde der Majorin Rolfsberg wünschen zu wissen, ob sie zu Hause ist, um ihr einen kurzen, wie man zu hoffen wagt, willkommenen Besuch zu machen.«

»Ich bin zu Hause und erwarte meine Freunde mit Sehnsucht.«

»Ich bin begierig, wer es sein mag,« sagte eine Stimme.

»Vermuthlich etliche Badgäste.«

»Möglicherweise die Präsidentin Pappelstern. Ach, eine gar zu liebe Person, die Präsidentin.«



»Und dann der Lieutenant.«  
»Er ist sehr hübsch.«  
»Man sagt, er sei verlobt mit einer reichen . . .«  
»O, sie müssen doch immer reich sein.«  
»Wittwe, sagt man.«  
»Ja, Wittwen müssen sie auch sein, das versteht sich; sonst glaubte man . . .«  
»Ja, im vorigen Jahr.«  
»Daß er in Fräulein Adelhelm verliebt sei.«  
»Ja, sie ihrerseits schien durchaus keine Schwierigkeiten zu machen.«  
»Sie hatte just sonst keine Aussichten.«  
»Sie war etwas schief.«  
»Aber sie hatte kleine Hände und Füße, wahre Wunder von Kleinheit.«  
»Wahrhaftig; ich errathe etwas; es ist die Baronin Dornkranz,« sagte der Notar zur Majorin.  
»Ich meinte doch ihre Hand zu erkennen; aber warum diese geheimnißvolle Art und Weise?«  
»Die Baronin ist romantisch.«  
»Ach ja, mit dem vortrefflichsten Herzen.«  
»Hm, ja, ja, man behauptet gleichwohl, das Volk auf ihrem Gute sei nicht . . .«  
»Ach, Herr Notar, wann ist das Volk zufrieden?«  
»Aber es soll wirklich im Elend verkommen, sagte der finnische Student aus Uleaborg. Er sagte, auf

ihrem Gut sehe es nicht anders aus, als in einem wahren Armenhause.«

»Ach der? Er wurde nicht in ihre Gesellschaft zugelassen und ist deßhalb böse auf sie zu sprechen.«

»Ja, das glaube ich auch; aber inzwischen . . .«

»Die Baronin ist eine edle und zartfühlende Person, eine wahre Menschenfreundin.«

»Ja,« bemerkte eine Dame in der Gesellschaft, inzwischen aber muß zugegeben werden, daß sie ihre Leute wie Sklaven behandelt, daß man auf ihrem Gut von keiner Schonung weiß, und daß man ohne Barmherzigkeit fortgejagt wird, wenn man das Unglück hat krank zu werden, oder wenn der Hausvater stirbt. Die Baronin soll sehr hart sein.«

»Das ist eitel Verleumdung,« fiel die Majorin ein. »Man kann sich gar keine liebenswürdigere Dame denken. Als ich im vorigen Jahr unwohl war, schickte die Baronin zweimal täglich ihren Bedienten her, und zuletzt kam sie selbst. Ach, sie ist Nichts weniger als hart; übrigens ist sie intim liirt mit meiner Freundin, der Baronin Ryppel in Stockholm.«

In diesem Augenblick flogen die Thüren auf, und zwei zierlich gekleidete Zigeunermädchen mit Guitarren im Arme, von denen jedoch nur die eine Musik machte, hüpfen, den Zigeunermarsch aus der Preciosa singend, ins Zimmer herein. Jedermann sah,

daß es die beiden Fräulein Pappelstern waren, die trotz ihrer hellen Locken und ihrer bleichen Gesichter die Rolle der Kinder des Südens spielten.

Sie blieben vor der Majorin stehen und machten ihr eine orientalische Begrüßung mit der Hand auf dem Herzen. Die ältere lispelte folgenden Spruch: »Hochgeborne Freundin und Herrin! Unsere Mutter, die weltkundige Weissagerin, beehrt Eintritt mit ihrem Gefolge, sie bringt Dir Glück und Freude.«

Die Majorin, die im Anfang erstaunt gewesen, gewann ihre ganze Ruhe wieder, als sie Fräulein Linas Sprüchlein vernahm.

»Ich danke,« war ihre Antwort. Jetzt erschien ein hochgewachsenes, stark bräunliches Frauenzimmer im Kostüm der Weissagerin in Preciosa, ein verschleiertes, weißgekleidetes Mädchen an der Hand führend. Hinter ihr zeigten sich einige schwarzbraune Zigeunerinnen.

»Ach, es ist die Baronin Dornkranz,« flüsterte man in der Menge. »Aber wer ist die verschleierte junge Dame?« murmelte der Notar, indem er seine Lorgnette in den Augenwinkel drückte.

Die Baronin schritt mit vieler Majestät auf die Majorin zu, in ihrer rechten Hand einen Kranz tragend.

Als sie sich hinlänglich genähert hatte, begann sie mit einer eigenthümlich grabähnlichen, mystischen Stimme:

Ein schlichter Kranz, den Freundschaft dir gewunden.

Krön' deine Stirn' in dieser feigen Stunde,  
Wo Lieb' und Freundschaft, so getreu verbunden,  
Dich glücklich preisen wie aus einem Munde.

Mit diesen Worten setzte die Weissagerin den Blumenkranz der Majorin auf die Haube.

Das verschleierte Mädchen warf den Schleier zurück und fiel der Majorin in die Arme. Es war Niemand anders als Ernestine, die jüngste Tochter des Hauses, die schon vor drei Jahren von der Baronin Rüppel in Stockholm adoptirt worden war.

»Ernestine, Ernestine, Du selbst!« rief die Majorin, außer sich vor Entzücken und Ueberraschung.

Die hochadelige Weissagerin schien jedoch etwas mehr Lärm zu lieben, denn mitten während der rührenden Scene des Wiedersehens declamirte sie:

Du drückst die Tochter an Dein Mutterherz  
Und öffnest ihr beglückt den Mutterschooß,  
O Seligkeit und Freude namenlos,

Vergessen ist jetzt aller bange Schmerz.

Und indem sie die Hände wie zum Segnen erhob, fuhr sie fort:

Hör' meinen Spruch : Dies Kind wird Dich erfreuen,

Im hohen Alter, aus den Lebenspfad,

Den dornigen, wird es Dir Blumen streuen,

Und frische Rosen, wenn der Herbst schon naht.

Noch eine Umarmung. Die Majorin war ganz hingerissen, die arme Mutter, aber Ernestine flüsterte: »Liebe Mama, sagen Sie doch der Baronin etwas Artiges.«

Dies brachte die Majorin wieder zur Besinnung; sie umarmte jetzt in Ordnung ihre Freundin, die Baronin, deren beide Töchter und endlich die Fräulein Pappelstern.

»Welch eine schöne Scene,« bemerkte der Notar, »wahrhaft rührend, wahrhaft feierlich! Ernestine ist eine gar zu liebliche Preciosa.«

»Aber wie ist mir das unerwartete Glück zu Theil geworden?« fragte die Majorin.

»Nun ja, meine beste Freundin, da ich, nach meiner Gewohnheit, um meiner wankenden Gesundheit

willen in ein Bad reisen mußte, so beschloß ich Hieher zu gehen. Ich kam mit der Präsidentin Pappelstern als Reisegesellschafterin nach Stockholm, und da entlehnte ich die liebe Ernestine von unserer edlen Tante, der Baronin Ruppel. Ach, sie gab mir so viele Grüße auf. Die liebe Ernestine hat sich während der Reise unter meinem mütterlichen Schutze befunden. Ach, meine beste Freundin, Sie sind eine glückliche Mutter, eine wahrhaft glückliche Mutter, daß Sie eine solche Tochter besitzen.

»Ach, ja, sie ist meine einzige Freude,« sagte die Majorin.

Emma, die arme Emma, die das ganze Jahr hin durch ihre Mutter so zärtlich gepflegte und ihr jeden Wunsch in den Augen abzulesen suchte, um ihn zu erfüllen, stand ganz vergessen da, bis Ernestine sagte: »Aber wo ist Emma?«

»Hier! hier!« rief Emma und stürzte vor, um ihre Schwester in die Arme zu schließen, fröhlich wie ein Kind, das sich bemerkt findet, während es vergessen zu sein fürchtete. »Hier, hier, liebe Ernestine.«

»Guten Tag, liebe Emma!« sagte Ernestine; »es ist schon lange her, daß wir uns nicht mehr gesehen haben.«

Der Gruß war zu gleicher Zeit so mitleidig und fremd, daß Emma ihre Arme wieder sinken ließ und

ihre Blicke niederschlug.

»Und mit was vertreibst Du Dir die Zeit hier daheim, wenn es nicht gerade die Badsaison ist?« fragte Ernestine. »Es muß in eurem Städtchen ganz schrecklich langweilig sein, wenn es nicht gerade von Fremden besucht ist.«

»Wir leben recht glücklich unter uns,« antwortete Emma.

»Habt ihr den Winter über manchmal ein Theater hier?«

»Nein, blos dann und wann ein Liebhabertheater für wohlthätige Zwecke.«

Ernestine machte eine Miene, die Mitleid ausdrückte. »So, und Du spielst wohl auch mit?«

»Ach ja, mitunter, aber ich bin so schüchtern, daß . . .«

»Schüchtern? Ei, der Tausend, liebe Emma, Du bist ja beinahe zwei Jahre älter als ich.«

Emma meinte zwar wohl, daß sie Etwas antworten sollte, aber sie fand im Augenblick nicht was, und Ernestine wandte sich bald von ihr ab, um einige Artigkeiten zu beantworten, mit welchen der Notar, der einzige Kavalier der Gesellschaft, ihr aufwartete.

Ernestine war ein schönes Mädchen von siebzehn Jahren und hatte etwas Feines oder, wie man sagt, Nobles in ihrem Ausdruck. Sie war bleich; nur einiges

Rosenroth, das gleichsam durch die weiße Haut vorschimmerte, verrieth ihre Blütheperiode. Ihre Augen waren nicht lebhaft, aber sie besaßen eine gewisse Gewohnheit auf Befehl zu blicken, ohne durch etwas Anderes als ihre verschiedenen Stellungen die Gefühle zu verrathen, die ausgedrückt werden sollten. Mit einem Wort, Ernestine Rolfsberg war schön, einnehmend, aber etwas steif.

»Und wie lange werden wir die Ehre haben Mamsell Ernestine hier zu sehen?« fragte der Notar.

Ernestinens Lippen schienen bei dem Worte Mamsell zu zittern, aber sie antwortete mit einem leichten Seufzer: »Ach, meine gute Großtante, Baronin Ryppel, hat mir nicht länger als vierzehn Tage Urlaub gegeben. Wir werden hernach eine kleine Tour ins Ausland machen.«

»Ei der Tausend,« rief der Notar, »eine solche Reise muß höchst interessant sein.«

»Aber auch sehr fatigant,« sagte Ernestine; »die beständigen Zerstreungen ermüden endlich. Ach, gute Tante, verzeihen Sie,« fügte sie schnell gegen die Baronin Dornkranz hinzu, »ich vergesse ganz . . .«

So sprechend eilte sie mit einem »Entschuldigen Sie« von dem Notar weg, der sich just den Kopf zerbrach, um etwas Interessantes auszusinnen.



»Was, meine geliebte Ernestine?« fragte die Baronin.

»Nichte, gute Tante. Ich wollte bloß von dem langweiligen Menschen dort loskommen, welcher das Genie unseres Städtchens, unser Adonis, Apollo und Alles in Allem ist. Er ist ganz unerträglich.«

Die Baronin lächelte und klopfte Ernestine auf die Schulter.

»Man muß sich in den Brauch des Landes schicken, wohin man kommt. Aber, beste Ernestine, sprich jetzt ein wenig mit Deiner Mama, das sieht so hübsch aus.«

Ernestine verstand den Wink und blieb sofort den ganzen Abend bei ihrer Mutter sitzen, deren Hand sie zwischen den ihrigen hielt.

Ach, das sah so hübsch aus !

Der Notar hatte jedoch die feste Ueberzeugung, daß man einer jungen Dame keine größere Artigkeit erweisen könne, als wenn man ihre Talente der allgemeinen Beurtheilung unterstelle; er unterbrach daher bald die zärtliche Scene damit, daß er im Namen der Gesellschaft den Wunsch aussprach, sie möchte einige Töne zum Besten geben.

»Mamsell Ernestine, deren Stimme wir schon als Kind bewunderten,« sagte der Notar, indem er an seiner Uhrkette fingerte, als Kind, ja wahrhaftig, würde uns jetzt ungemein erfreuen, wenn wir Etwas

zu hören bekämen. Musikalische Genüsse sind bei uns selten, aber doch haben wir Gelegenheit gehabt unsern Geschmack auszubilden.«

Der Notar würde noch länger fortgefahren haben, wenn nicht die Baronin den Redner unterbrochen und mit einem bedeutungsvollen Blick auf Ernestine gesagt hätte: »Ernestine versagt uns gewiß dieses Vergnügen nicht.«

Das Mädchen tätschelte ihre Mutter auf die Hand, stand auf und näherte sich dem Klavier.

»Ich bin gänzlich unvorbereitet,« sagte sie, »aber warum nicht?«

Sie setzte sich und schlug einige Accorde so hart, daß die Majorin in ihrem Herzen für die Saiten fürchtete.

»Mein Gott, wie das gellt! Mama, Sie müssen sich eines von Rosenvall anschaffen; wir haben ein solches ganz neues mit Stahlscheibe.«

Die Majorin schlug die Augen nieder; sie brauchte nicht zu antworten, denn Ernestine machte eine Menge Probeläufer auf dem Klavier; aber Emma betrachtete ihre Mutter mit Augen voll Mitleids und dachte: »Arme Mama, Du weißt keinen Rath zu schaffen.«

So verhielt es sich auch; die Majorin war arm, weit ärmer als sie erscheinen wollte. Diese Kaffeewisiten

waren die spärlichen Blumen, die einige Male im Jahr aus dem Blattgewächs stiller Entsagungen aufsproßten. Emma wußte es am Besten: sie wußte, daß ein einziger solcher Tag zur Folge hatte, daß die Majorin einen Monat lang keinen Kaffee trank; daß man Abends neun Uhr das Licht löschen mußte, um zu sparen; daß man lange Monate frieren mußte, um die Miethe einer Wohnung bezahlen zu können, die nur dreimal im Jahr geheizt wurde. Die ganze Stadt wußte, daß es so war; die ganze Stadt lachte über die Majorin; aber die ganze Stadt trank ihren Kaffee und aß auf beiden Backen bei ihren kleinen Soupers.

Endlich als Ernestine sich auf dem Stuhl zurecht gesetzt und in den Noten geblättert hatte mit der Bemerkung, das alles komme ihr alt vor, begann sie eine jener Bravourarien, welche das Entzücken des geübten musikalischen Sinnes sind und bleiben. Alle Sinne lassen sich zu Ansprüchen emporschrauben, die um so größer werden, je seltener sie Befriedigung finden können. Der Geschmacksinn wird bei dem Gourmand bis zu dem Grad hinaufgetrieben, daß er Genuß an Gerichten findet, die für Alle, welche seinen ausgeübten Sinn nicht besitzen, entweder gar keinen oder einen wirklich schlechten Geschmack haben. Der Gesichtssinn wird bei dem sogenannten Kunstkenner in dem Grad geübt, daß er nichts Schönes in der Natur

finden kann, wenn es nicht mit Oel auf Leinwand gemalt ist. Der Geruchsinn wird bei dem verweichlichten Menschen so feingebildet, daß er sich mit dem Duft der Rose oder dem frischen Brodem der Linuäa, wenn sie im Walde duftet, nicht begnügt, sondern den riechenden Gegenstand durchaus in Form von Riechwasser oder Haaröl in einer Masche oder in Pomadeform in einer Büchse von Sèvres Porzellan haben will. So verhält es sich auch mit dem Gehör. Wenn der musikalische Sinn ungeübt ist (und bei Vielen nimmt er keine Uebung an), so dringt ein geistliches Lied, ein einfaches Volkslied, ebenso einfach gesungen, als es im Anfang gedacht worden, doch in die Tiefe des Herzens und erweckt, nicht ein stürmisches Entzücken, sondern eine stille, beinahe heilige Freude, eine Sehnsucht nach dem ewig Einfachen, Heiligen, das wir ahnen, aber nicht verstehen. Aber der gebildete musikalische Sinn wird nur von den technischen Schwierigkeiten geweckt und von einem Entzücken erfaßt, das zu den Händen und Füßen dringt, die gleichfalls angestrengt werden, während dagegen der Ungebildete, wenn er genießt, seine Hände ruhig hält, aber ein Gefühl hat, wie wenn ihm eine warme Fluth durch die Seele strömte.

Man glaubt, dies sei ein Kennzeichen der Bildung — mag sein; aber dann ist es auch ein Kennzeichen

der Bildung, wenn das Marktpublikum mit stürmischer Bewunderung einen Akrobaten betrachtet, der seine unnatürlichen Verdrehungen macht, oder einen Affen, der auf dem Kopfe steht. Dies ist auch Kunst, und das gute Publikum lernt von dem ganzen Spektakel Nichts, sondern trollt gleich plump und mit ebenso einwärts gekehrten Füßen wie vorher nach Hause.

Ernestinens Gesang war inzwischen von der Art, daß der Notar ganz entzückt wurde. Das war klar, denn er war ein Mann von Geschmack, und ein Mann von Geschmack fühlt nichts Anderes als »die Kunst.« Für ihn ist die Kunst Alles, und das Einfache, Natürliche ist Nichts. Er schien, gleich Allen seiner Art, die ganze Schöpfung als etwas Mißlungenes zu betrachten; denn sie schicken Alles was natürlich genannt werden kann, in eine Art von orthopädischem Institut, das Heiligthum der Kunst genannt, wo man die Talente so lange verrenkt und übt, daß sie, wenn sie sich vor der Welt wieder sehen oder hören lassen, an allen Gliedern die Spuren von Bandagen oder Streckmaschinen tragen.

Das ist es inzwischen, was vorzugsweise »Bildung« genannt wird, eine Art von Bildung, die alle edleren Anlagen des Menschengestes vernachlässigt und die zufälligen organischen Vorzüge pflegt. Just diese Art

von Bildung hatte das alte Rom gewonnen, und sie war das Vorspiel seines Falles als Staat, nachdem sie seinen Bestand als geistige Einheit, die einzige Bedingung eines Bestehens, untergraben hatte.

Die Augen der guten Majorin leuchteten vor Freude, so oft Ernestine glücklich eine Schwierigkeit überwunden, so oft ihre Kehle, ohne zu bersten, einen kunstgerechten Triller hervorgestoßen hatte; aber mit einem Blick, der zugleich Mitleid und Schmerz verrieth, betrachtete sie mitunter Emma, die in ihrem einfachen blaugestreiften Baumwollenkleid und mit ihrem schüchternen, zurückgezogenen Wesen gar grell gegen die nach der neuesten Mode aufgeputzte Ernestine abstach, welche Nichts weniger als blöde war und alle Blicke auf sich zog. Die Baronin wußte wirklich nicht, wie sie Ernestine einladen könnte in ihrer anspruchslosen Wohnung vorlieb zu nehmen.

Ernestine war jetzt an eine ganz andere Lebensart gewöhnt, als nöthig war, wenn die kleine Pension der Majorin ausreichen sollte.

Gleich nach der Kaffeervisite mußte die Majorin wußte es, unweigerlich ein kärgliches Sparsamkeitssystem eingehalten werden, das gewiß Ernestine nicht gefallen würde, und ihrer Mutter, die jetzt so gerne Alles recht großartig hätte haben mögen, noch weniger Freude machen konnte.

»Sie sind eine glückliche Mutter, Frau Majorin,« flüsterte der Notar zwischen jedem Stück, das Ernestine sang; »eine glückliche Mutter.«

Die Baronin Dornkranz hatte nicht schöne Worte genug, um das junge Mädchen zu rühmen und die Seligkeit ihrer Mutter zu preisen. Mit einem Wort, Ernestine war ihrer Mutter Freude.

## Ein Besuch.

Während Ernestine sang, da kam eine Magd und winkte Emma hinaus. Sie verschwand, und diejenigen unter den Gästen die es bemerkten, vermutheten, sie werde Etwas in der Haushaltung zu ordnen haben.

Als Emma ins Vorzimmer hinauskam, stand ein Jüngling da, der freundlich und heiter sagte: »Guten Tag, Mamsell Emma; kennen Sie mich noch?«

Emma betrachtete ihn einen Augenblick. Sie erröthete leicht, als sie in dem schönen männlichen Gesicht einen Jugendfreund zu erkennen meinte.

»Bist's nicht Du, Axel?« sagte sie lächelnd und reichte ihm die Hand.

»Ja, Mamsell Emma, just ich,« antwortete der Jüngling vergnügt. »Und Sie müssen wissen, Mamsell Emma, daß ich mich hin und her besonnen habe, wie Sie aussehen würden. Der Tausend, Sie sind ein großes Mädchen geworden, und noch ebenso bescheiden und gut wie früher, das sehe ich; ich möchte sehr gern auch die Frau Majorin treffen, um ihr zum letzten Mal danken zu können.«



»Das wird Mama freuen,« sagte Emma; »komm herein, lieber Axel.«

Der Jüngling und Emma traten gleichzeitig in das Zimmer, wo die ganze Gesellschaft sich um Ernestine gesammelt hatte, um nach besten Kräften ihrem Entzücken Worte zu geben; denn das ist so der Brauch unter besseren Leuten.

Um die Wahrheit zu sagen, hatten die guten Damen sich herzlich gelangweilt, besonders zwei, die beim Beginn des Gesanges just mit größtem Eifer den gewöhnlichen Unterhaltungsgegenstand in Kleinstädten abhandelten; Gesinde, Mägde, von denen man jetzt behauptet, daß sie seit mehreren Generationen immer schlechter, gröber und fauler geworden seien, was vielleicht mehr von einem Verfall der Dienstherrschaften, als der niederen Klasse herkommt. Man dankte inzwischen sehr aufrichtig, und der Notar hatte eine herrliche Gelegenheit seine Fertigkeit in Kunstausdrücken zu entwickeln, wodurch nach der gewöhnlichen Annahme alle Kenntniß und alles Wissen ersetzt wird.

Axel trat also ganz unbemerkt bis zur Majorin vor, welche mit feuchten Augen die schöne Gruppe betrachtete, die sich um Ernestine gesammelt hatte.

»Axel ist da, Mama,« flüsterte Emma. Sie mußte es mehrere Male flüstern, bevor die Majorin sich von

ihrer Mutterfreude erholte, worein sie versunken war.

»Wer?« sagte sie endlich, während eine Wolke des Mißvergnügens über ihr Gesicht flog, »wer?«

»Axel, Mama, unser Axel.«

Die Majorin sah jetzt den sich verbeugenden Jüngling und war nahe daran ihm mit einem vergnügten Lächeln die Hand zu reichen; aber plötzlich besann sie sich anders und sagte: — »Ah so willkommen! Ist Er in die Stadt gekommen?«

»Ja, gute Frau Majorin.«

»Hm, so. Er kann ja morgen Hieher kommen.«

»Ja, das habe ich allerdings im Sinn ,« sagte der Jüngling, der das steife, ceremoniöse Benehmen der Majorin nicht zu bemerken schien, — »alle Tage wie früher, gute Frau Majorin. Ach wie gut Sie gegen mich waren! Wenn Sie sich nicht mehr erinnern, so erinnere doch ich mich — und dann Mamsell Emma — ich danke Ihnen zum letzten Mal.«

Der erste der Gäste, welcher den Fremden bemerkte, war der Notar, dessen runde Augen etwas Allsehendes hatten. Diese seine Augen betrachteten den Jüngling und die Majorin so fragend, daß letztere sich gezwungen sah das Schweigen zu brechen und zu sagen: »Es ist Axel Ehrmann, der Junge, den mein seliger Mann . . .«

»So, so,« versetzte der Notar ; »nun denn Willkommen, mein Junge!«

Der Jüngling erröthete, aber er verbeugte sich. Nun, wie geht es *Dir?*« fuhr der Notar in einem Tone fort, welcher Ueberlegenheit zu erkennen geben sollte.

»Gott sei Dank; recht gut, aber wie geht es denn dem Herrn selbst?«

Jetzt erröthete seinerseits der Notar.

»Du weißt vielleicht nicht, mit wem Du sprichst?«

»Es scheint, als ob der Herr es noch weniger wüßte,« sagte Axel mit einem Lächeln.

»Nun, was bist Du eigentlich?«

»Ich bin ein Gesell.«

»So so, das ist recht schön, aber ich bin der *Notar* Reimling.«

»Ich weiß es.«

»Nun, warum hast Du blos Herr gesagt? Du lerntest hier im Hause wenigstens Höflichkeit.«

Das Gespräch hatte die Gäste herangelockt.

Ernestine hatte Axel Ehrmann wieder erkannt, aber sie hörte, daß er Gesell war, und hatte deßhalb keine sonderliche Lust die Bekanntschaft zu erneuern.

»Ach,« sagte sie auf französisch zu ihrer Baronin, »dies ist ein Junge, welchen Papa ins Haus aufnahm.«

Schnell wandte sich Axel um und sagte in einem noch bessern Französisch und mit einer Leichtigkeit,

die nicht im Mindesten an Pensionsgelehrsamkeit erinnerte:

»Ja so ist's, und ich hoffe im Hause meines Wohlthäters willkommen zu sein, obschon, es scheint, daß ich meine Zeit schlecht gewählt habe.«

Ernestine mußte jetzt antworten. — Der Bursche sprach ja französisch, Sie wollte die Gelegenheit benutzen ihre Fertigkeit in dieser Sprache auszukramen, und ließ sich daher in ein ziemlich langes Gespräch mit dem jungen Mann ein, obschon sie freilich fand, daß ihre Wissenschaft einen großen Theil ihres Werthes verlor, weil sie dieselbe mit einem » Gesellen« theilte.

Der Notar, der gleich im Anfang seine Person in Sicherheit zu bringen gesucht hatte, fand jetzt für gut diese Sicherheit dadurch zu vervollständigen, daß er sich von dem Gesellen entfernte, denn wäre er auf französisch angedet worden, so hätte dies seine Bildung auf eine schwere Probe gesetzt.

Axel Ehrmann schien sich durch die in ihren eigenen Augen so fein gebildete Gesellschaft nicht im Mindesten genirt zu fühlen; er bewegte sich und sprach mit solcher Leichtigkeit, Ungezwungenheit und Sicherheit, daß alle es sehr unverschämt fanden, daß er sich einen solchen Ton erlauben konnte, während er doch nichts Anderes als ein Gesell war.

In unserem guten Lande muß man eine gewisse gesellschaftliche Stellung oder ein gewisses Vermögen besitzen, um »gebildet« sein zu dürfen. Wenn ein Landschulmeister, ein Gesell oder ein armer Unteroffizier so viele Kenntnisse hätten wie Humboldt, oder so viel Salonbildung als nur irgend ein Kammerjunker, so würde man dennoch sein Auftreten als eine Unverschämtheit ansehen.

Der Pastor der Gemeinde würde von seinem Humboldt als Schulmeister mit einem Achselzucken sagen : — »der gute Bursche besitzt wirklich einige Kenntnisse; es ist jedoch nicht unangenehm sich mit ihm zu unter halten, wenn man gerade nichts Anderes zu thun hat,«

Vielleicht hat der Pastor selbst mit knapper Noth sein Pfarrereexamen überstanden; aber er befindet sich in Umständen, wo er überlegene Kenntnisse haben kann, während dagegen der Schulmeister keine solche haben kann.

Ein Gesell, der halb Europa gesehen und sich Bildung erworben hat, muß sich hier zu Lande in einer Gesellschaft von Rathsherren und Handelsleuten als ungebildet ansehen lassen, oder wenn er Ueberlegenheit verräth, so findet man es unverschämt, daß er sie an den Tag zu legen wagt. Ein Unteroffizier hinwiederum mag noch so viele Feldzüge

mitgemacht, sich als Militär noch so tüchtig erwiesen haben, so wäre es doch eine Unverschämtheit sonder gleichen, wenn er in eine Gesellschaft träte und sich ohne viele Umstände bei einem Gespräch betheiligte, wo ein kaum erst ernannter Unterlieutenant das Wort führte.

Wir haben also hier zu Lande eine Linie, wo die Bildung beginnt und beklagenswerth ist derjenige, der diese Linie nicht respectirt. Es ist in diesem Fall gleich unglücklich, ob ein »Geringerer« über diese ominöse Linie hinausdringt, oder ob ein »Besserer« sich unter dieselbe hinabläßt. Ein Geringerer, der in einer bessern Societät Bildung und Kenntnisse verräth, ist dummdreist; ein Besserer, den es mehr interessirt mit einem klugen Bauern als mit einem einfältigen Besitzer zu sprechen, erniedrigt sich.

Just diese Gränzlinie machte, daß Axels Ehrmanns wahrhaft interessante Conversation bei der Gesellschaft durchaus keinen Anklang fand. Die Majorin war genirt, Ernestine nicht besonders interessirt, der Notar geradezu unglücklich, und alle andern überließen sich einem sprachlosen Erstaunen darüber, daß Axel Ehrmann, dessen sich mehrere von den Damen wohl noch als eines armen Betteljungen erinnerten, es wagen konnte, wie andere Leute gekleidet, ja sogar mit einer Art und Weise, die

beinahe etwas Besseres verrieth, in eine so gebildete Gesellschaft zu treten, wie diejenige war, welche die gute Stadt besaß, nämlich zwischen den jeweiligen Badesaisons; denn während der Badesaison verlor diese Gesellschaft ihren ganzen Glanz in der Sonnennähe der fremden Sterne.

Ernestine war seit dem Tode ihres Vaters vom elterlichen Hause entfernt gewesen. Sie war von Tante Ryppel in Stockholm aufgenommen worden und hatte, wie die meisten Personen, die auf einmal und ohne eigenes Bemühen in eine glücklichere Stellung gekommen sind, allmählig die Fähigkeit verloren die Stellung Anderer zu beurtheilen.

Wir urtheilen oft unrecht, wenn wir diejenigen für hart halten, die ihre Untergebenen drücken und behaupten, eine ganze Familie müsse von einer geringen Summe leben können, die unmöglich ausreichen kann; am häufigsten sind dies Personen, die ohne alle Arbeit ein großes Vermögen bekommen und entweder nie gewußt haben, was Noth heißt, oder auch vergessen haben, wie sie drückte, Sie glauben wirklich, eine Familie könne ein ganzes Jahr von einer Summe leben, die für sie selbst nicht einen Tag ausreicht; denn sie sind sichs bewußt, daß sie selbst nicht haushalten können, und deßhalb glauben sie, die

Mittel müssen unerschöpflich sein, wenn man nur klug haushalte.

Mit einem Wort, sie haben die Fähigkeit verloren die Stellung Anderer zu beurtheilen. Es geschah also durchaus nicht in der Absicht die Majorin zu beleidigen, wenn Ernestine ihrer Mutter rieth sich neuen Möbelzeug, neuen Gardinenzeug, sowie einen neuen Teppich anzuschaffen, statt des alten, abgeblaßten, der seinen Platz vor dem Sopha hatte. Es fiel ihr nicht im Schlafe ein, daß es der guten Mutter an den Mitteln fehlte, um alles das zu kaufen: denn Tante Ryppel konnte dieß thun, ohne sich Etwas versagen zu müssen, und wenn Mama so klug haushielt, wie Tante Ryppel in andern Dingen, so waren ja solche Ausgaben blos Kleinigkeiten. Sie wußte also nicht, daß jeder Rath dieser Art ein Dolchstoß für das Mutterherz war, sondern fuhr fort in ihrem Eifer alles das besser zu machen, was sie minder gut oder passend für ihre Mutter fand.

»Aber das Alles ist überflüssig, liebe Ernestine,« sagte die Mutter, »ich habe, wie Du weißt, keine Freude am Überflüssigen.«

Daß sie arm war, daß ein Paar Hundert Reichsthaler jährlich ihr ganzes Einkommen ausmachten, das schämte sie sich ihrer im Schooße des Reichthums auf



erzogenen Tochter zu enthüllen, nachdem diese es nicht selbst vorher bemerkt hatte.

»Aber, liebe Mama, das Haushalten ist allerdings gut, und Tante Ryppel hält wirklich so klug, so klug Haus, und ist so vorsichtig, aber das Nothwendige versagt sie sich dennoch nicht. Niemand in der ganzen Welt nimmt kleinblumigen Kattun zu Möbelzeug; er muß großblumig sein, nicht blau und grün, sondern roth und weiß, liebe Mama; und Sie, Mama, als Majorin, als die vornehmste Dame des Ortes, müssen auch ein wenig repräsentiren. Meine liebe Mama darf sich wohl vor der übrigen Societät der Stadt auszeichnen.«

»Aber Tante Ryppel braucht nicht zu sparen,« sagte die Majorin ausweichend.

»Ach ja, gute Mama! Im vorigen Jahre wollte sie so gerne nach Carlsbad reisen, ja der Arzt hatte es ihr gerathen, aber die Tante meinte, daß sie die Kosten nicht erschwingen könnte, denn sie bedurfte nothwendig einen neuen Wagen; der frühere — alt kann ich nicht sagen, denn er war so gut wie neu, — war von der Art, daß er sich unter andern Equipagen nicht mehr zeigen konnte.«

»Wir wollen zusehen, liebe Ernestine,« sagte die Mutter, deren einzige Schwachheit in der Eitelkeit bestand in den Augen ihrer Tochter als Etwas

erscheinen zu wollen, was sie nicht war, und als was sie vor Niemand anders erscheinen konnte. Ernestinens Besuch war zufällig, er währte vielleicht kaum vierzehn Tage; warum sollte man das arme Mädchen durch die Nachricht betrüben, daß die Mutter mittellos war? Dies war das Raisonnement, wodurch die Majorin sich selbst die wahre Ursache geheimhielt.

Erst spät am Abend schieden die Gäste. Der Notar hatte lange keinen so genußreichen Abend gehabt, und, fügte er hinzu, »so ist es immer bei unsrer liebenswürdigen Majorin Rolfsberg. Immer fröhlich, ungezwungen, eine gebildete Gesellschaft, interessante Atrappen.«

Bei dieser Aeußerung sah man um Ernestinens Mund einen Zug, als hätte sie in eine Schlehe gebissen, eine säuerliche Miene, die sie nicht unterdrücken konnte, als der Notar von der »gebildeten« Societät der Stadt sprach. Gleichwohl befand sich nicht eine einzige Person in der Gesellschaft, die nicht mit ruhigem Gewissen das Kompliment angenommen hätte.

Ernestine *durfte* nicht daheim wohnen. Tante Dornkranz konnte ihre Gesellschaft nicht entbehren, sondern bat sich's aus der Majorin einige Augenblicke

von der Zeit des »liebenswürdigen Mädchens« abstehlen zu dürfen.

So wurde die Wohnung bald wieder leer.

Axel Ehrmann war nämlich schon frühe gegangen, denn er fand, daß er in der Gesellschaft nicht willkommen war. Aber auch eine andere Person hatte dies bemerkt, und als Axel ging, erwartete ihn Emma.

»Komm ein andermal wieder, Axel! Heute sind Alle so in Anspruch genommen; es ist nicht gemüthlich, wir können nicht mit einander sprechen, wie früher.«

Axel blieb stehen und betrachtete das gute Mädchen mit aufmerksamen, gleichsam forschenden Blicken.

»Sie, Emma, sind die Einzige, die den alten Spielkameraden noch kennt.«

»Ach ja, lieber Axel, das thue ich gewiß.«

»Dank, Mamsell Emma; ich werde wieder kommen, und in einigen Jahren darf vielleicht auch ich an Ihren Kaffeewisiten theilnehmen.«

Emma schlug die Augen nieder — das glaubte sie nicht, denn sie kannte die Rangunterschiede der Stadt besser. Ein Klempner — Axel war Klempnergeselle — konnte niemals zu Rang und Würde eines gebildeten Menschen emporsteigen; es war etwas Anderes, wenn er ein Gerber oder Färber gewesen wäre, denn diese können sich Fabrikanten nennen, und alle Fabrikanten, wenn sie auch nichts Anderes thun

als Kork schneiden oder Lack machen, gehören der gebildeten Klasse an.

»Leben Sie wohl, Mamsell Emma,« sagte Axel, ihr die Hand reichend. »Sie sind sich gleich geblieben, sind noch ebenso gut wie früher; Sie wissen nicht, wie sehr mich das freut.«

## Ueberlegungen.

Die Majorin seufzte tief, als die Gäste gegangen waren.

Emma betrachtete sie mit fragenden Blicken; es war als wollte sie sagen: Warum seufzest Du?

Endlich brach die Majorin das Schweigen: »Du hörtest, wie Ernestine sang?«

»Ja, Mama, es war unendlich schön.«

»Aber, liebe Emma, Du hast von der Natur eben so große Gabe erhalten wie Ernestine, allein Du pflegst sie nicht wie Du solltest. Du singst immer und ewig nur Deine Gassenhauer, die zwar hübsch klingen, aber doch eigentlich bloß der Mägdesphäre angehören.«

»Gute Mama, all diese Träller gefallen mir ganz und gar nicht.«

»Sie gefallen Dir nicht! Das ist Dir gleichgiltig, ob sie Personen von Bildung gefallen? Mein Gott, Emma, Du machst mir manche betrübte Stunde. Ach, wenn Du doch Ernestine zum Muster nähmest! Welche Feinheit in ihrem Benehmen, welche Raschheit und Bestimmtheit in ihrem Urtheil! Alle

Menschen bewundern sie, und Dich, armes Kind, sieht man kaum an.«

»Ach, Mama, das macht Nichts.«

»Du bist kindlich, bescheiden und zärtlich gegen mich; das bist Du, ja ein gutes Mädchen; aber was war das für ein Einfall Axel in die Gesellschaft her einzuziehen? Er sagte, er wäre nicht herein gekommen, wenn Du ihn nicht gebeten hättest; ein Gesell . . . .«

»Gute Mama!«

»Ich konnte deßhalb Nichts dafür, wenn er sich gedemüthigt fand, der arme Axel, es that mir leid um ihn; aber ich kann ihn ja zu nichts Anderem machen, als was er ist.«

»Aber er ist ja doch bei Papa und Mama auferzogen worden.«

»Ja das war noch ein Glück. Ich mußte ja die ganze Geschichte ausführlich erzählen, damit sie das Verhältniß einsahen.«

»Aber, Mama, warum sollten wir uns seiner schämen? Er ist ja jetzt ein ehrlicher, tüchtiger Jüngling, ein Mensch, der sich selbst fortgeholfen hat, und wissen Sie, Mama, ich glaube, daß er ebenso gebildet ist, wie einer der Herren hier in der Stadt, und sogar noch gebildeter!«

»Das verstehst Du nicht, Kind; er mag so gebildet sein als er will, so kann er doch deßungeachtet in seinem ganzen Leben nie zur gebildeten Klasse gezählt werden. Aber mir haben genug von ihm gesprochen. Kommt er wieder, so empfangen wir ihn unter uns; aber Sorge dafür, daß er nicht kommt, wenn wir Gäste haben, das geht nicht an. Ich will auch nicht, daß er hieher läuft, so lange Ernestine auf Besuch da ist; denn sie schien wirklich von ihm belästigt zu sein. Sie erinnert sich seiner kaum, denn sie ist die jüngste, und sie kam bald fort, die arme Ernestine.«

Die Majorin verstummte und schien einige Gedanken in ihrem Haupte zu wälzen, Sie wußte jedoch nicht recht, wie sie damit hervorrücken sollte.

»Wir haben wohl nicht mehr viel vom Quartal,« sagte sie endlich.

»Nein, Mama, nicht mehr als neun Reichsthaler sechszehn Schillinge — außer zehn Schillingen, die der Metzger nicht herausgeben konnte, und drei Reichsthaler in Silber, die wir für die Zeit der Noth auf die Seite gelegt haben.«

»Es ist sehr hart arm zu sein.«

»Ach nein«, liebe Mama, es geht ja ganz gut, und wir haben ja noch Mittel von Zeit zu Zeit eine kleine Kaffeervisite zu geben, die nicht schlechter ist als die

der Andern; und da Ihnen das Freude macht, Mama, so . . .«

»Liebe Emma, Gott weiß, daß es mir wahrhaftig keine Freude macht, aber man ist rein gezwungen. Wir werden überallhin eingeladen, und da haben sie natürlich Ansprüche, daß wir sie ebenfalls empfangen.«

»Aber Mama, unter Freunden bedarf es ja einer solchen Baarbezahlung nicht.«

»Unter Freunden! wie kindisch Du herausschwatzest! Es handelt sich nicht von Freunden, sondern von einem Hausen Personen, die uns Ehre und Namen rauben würden, wenn sie nicht die volle Valuta für ihre Artigkeit erhielten. Glaubst Du, daß wir hier einige Freunde haben? Nein, Gott bewahre, das glaubt ein Mensch von Erfahrung nicht; man entwöhnt sich allmählig Freunde zu haben. Einer unserer Freunde ist der Rathsherr Schwan, und doch ging er darauf aus über den seligen Papa Schande in seinem Grabe zu bringen und uns an den Bettelstab zu liefern. Glücklicher Weise fand ich die Quittung unter Papa's Papieren, und da bat er um Entschuldigung, daß er die kleine Summe von etlichen tausend Thalern vergessen habe. So geht es hier zu. Und gleichwohl ist Rathsherr Schwan einer von unsern Freunden. Er hat uns nur mit vollem Wissen und Verstand unglücklich



machen wollen; aber das stört die Freundschaft nicht; von solcher Art ist die Freundschaft.«

»Aber warum soll man sich dann so viele Mühe mit Menschen machen, die trotz all dieser Mühe, um ihre Freundschaft zu verdienen, bei der ersten Gelegenheit sich den Geboten der Freundschaft entziehen und sogar die einfachsten Pflichten gegen andere Menschen verleugnen?«

»Liebes Kind, so ist's der Brauch, es geht nicht anders an. Was würde man wohl sagen?«

»Aber was liegt denn eigentlich am Gerede solcher Leute? Wir hängen ja nicht von ihrem Urtheil ab, sondern von unserm eigenen Gewissen.«

»Ja, ja, Emma, Du kennst die Welt nicht, Du hast sie nicht geprüft wie ich,« sagte die Majorin. »Aber weißt Du auch, Ernestine hatte vollkommen Recht darin, daß unser Möbelzeug altmodisch ist.«

»So.«

»Weiter Nichts als ein So?«

»Er ist aber ganz sauber, und das ist doch wohl die Hauptsache.«

»Sauber, ach ja, aber Ernestine meinte, ich sollte wohl Mittel haben einen andern zu kaufen, und siehst Du, ich will das arme Mädchen nicht durch das Geständniß betrüben, daß ich so arm bin, wie ich wirklich bin. Sie scheint keine Ahnung davon zu

haben, wie sauer es oft ihrer armen Mutter wird — und das freut mich; sie muß ihre sorgenfreie Jugend genießen dürfen.«

»Ach ja, das soll sie,« sagte Emma und besann sich, wie geholfen werden könnte. Sie hatte blos einen einzigen Wunsch, nämlich ihre Mutter vergnügt zu sehen, es so einzurichten, daß sie die Armuth nicht drückend empfinden sollte; aber jetzt in der Frage vom Möbelzeug war es schwer Rath zu schaffen.

»Jetzt habe ichs,« rief sie endlich, und ihre guten, hellblauen Augen leuchteten vor Freude, »jetzt habe ich's.«

»Was?«

»Den Möbelzeug. Mama.«

»Den Möbelzeug, aber . . .«

»Ja sehen Sie, Mama, ich habe ja ein Bischen altes Gold, das Tante Heckla mir zum Geschenk machte, eine zerbrochene Halskette und ein Paar gewaltige Ohrringe mit Anhängseln.«

»Und dann?«

»Ich verkaufe sie. Mein Gott, sie liegen als ein todes Kapital da, ich thue Nichts damit.«

»Aber es ist doch Schade,« meinte die Majorin.

Das Verlangen schönen Möbelzeug zu erhalten und Ernestinen zu zeigen, daß es nicht Armuth, sondern Sparsamkeit gewesen, was die Majorin bisher

verhindert habe ihre Möbel zu modernisiren, schlug alle Bedenklichkeiten aus dem Felde.

»Aber ein neues Fortepiano, das können wir doch nicht anschaffen,« seufzte die Majorin; »doch,« fügte sie tröstend hinzu, »daran ist nicht zu denken, da wir bloß vierzehn Tage vor uns haben.«

Gesagt, gethan. Das alte Gold wurde verkauft und noch vor Ende dieses Tages in einen ganz modern großrosigen, rothen und weißen Möbelzeug, sowie in einen neuen Sofateppich verwandelt.

Ernestine durfte wählen und meinte, selbst Tante Ryppel würde Mama um einen so schönen Zeug beneiden, obschon sie Seide nehme, die indeß dauerhafter sei, eine Eigenschaft, welche das gute Mädchen selbst bei einer Modewaare zu schätzen schien, deren Werth spurlos bei der ersten Laune verschwand.

Der Majorin Besuchzimmer wurde also ganz brillant, und um es zu zeigen, wie auch um Ernestine in der Ueberzeugung zu erhalten, daß Mama keinen Mangel leide, wurde ein neues Gastgebot veranstaltet, das diesmal glänzender war als je zuvor.

Allerdings war die Majorin, um so große Dinge zu Stand zu bringen, genöthigt gewesen die Rathsherrin Schwan um Kredit anzusprechen, der auch nicht verweigert wurde; aber dafür bekam auch Ernestine

einen Begriff davon, was ihre Mutter vermöge, wenn sie nur wolle.

\* \* \*

»Unsere gute Majorin treibt es auf großem Fuße.« bemerkte der Notar gegen den Rathsherrn Schwan, als die Gesellschaft am Abend nach Hause ging.

»Ja, man kann nicht leugnen, daß sie mit ihren Mitteln . . .«

»Ach ja, die arme Majorin, ihre Mittel können nicht so groß sein; nach dem Tod ihres Mannes war sie dem Conkurs sehr nahe.«

»Aber das alles thut sie, um ihre liebe Tochter aus Stockholm zu feiern. Auch soll Ernestine die Alte da oben beerben, und Schwan sagt, es sei nicht unbedeutend. Wunderbar, wie das Glück Einigen hilft.«

»Ja, meine beste Frau Schwan; die kleine Ernestine ist auch beinahe eine Actrice, so abgewogen sind alle ihre Bewegungen; sie erhebt ihre Arme mit einer gewissen Grazie, die an Preciosa erinnert. Man muß in der That sein Gehirn anstrengen, um eine neue Artigkeit gegen sie zu erfinden; sie ist wirklich so verwöhnt, daß es Mühe kostet etwas Neues zu ersinnen.«

»Und die arme Emma . . .«

»Ach ja, sie muß des Tages Last und Hitze tragen; man sagt, sie habe eine ganze Garnitur, die sie geerbt hatte, verkauft, um die Eitelkeit ihrer Mutter und Schwester zufrieden zu stellen.«

»Und doch darf sie kaum dabei sein, das arme Mädchen.«

»Es ist ganz schrecklich, wie viele Fremde schon angekommen sind, es wird eine interessante Zeit,« sagte der Notar, als die Gesellschaft an der Treppe des Bürgermeisters sich trennte. »Gehorsamster Diener!«

»Gute Nacht, Herr Notar! Gute Nacht, liebster Notar!« plapperte es aus der Menge.

»Ein lächerlicher Mensch, unser Notar; er ist in die kleine Ernestine ganz verschossen; es sieht gar zu drollig aus, wenn ein ältlicher Mann, der dabei so dick und kahl ist, den jungen Seladon spielen will.«

»Er findet es aber auch schwer beständig neue Artigkeiten zu ersinnen,« erklärte Frau Schwan; »das hat er mir so eben selbst gestanden.«

»Ach nein, sagte er das?«

»Allerdings, er sagte es zu mir; aber Sie dürfen mir's nicht nachreden, wir könnten sonst ins Blatt kommen.«

»So, so, es wird dem Notar also mühsam.«

»Ja, man kann's wohl glauben, ha, ha, ha!«

»Es ist etwas Komisches um solche Einladungen.«

»Besonders wenn Alles zusammen auf Kredit geht, ha, ha, ha !«

»Ach ja, wenn Schwan nicht wüßte, daß die Tochter ein großes Erbe zu hoffen hat, so wäre es um den Kredit ziemlich schlecht bestellt. Schwan duldet keine Verschwendung, sondern will, daß Jedes mit dem Seinigen haushalten soll.«

»Ja, wenn alle Menschen so klug und edel wären, wie der Rathsherr Schwan!«

## **Der bleiche Herr.**

Der vierzehntägige Urlaub, welchen Ernestine von Tante Ryppel erhalten, war nahezu abgelaufen und die Badesaison mit all ihrer diätetischen Herrlichkeit hatte begonnen, als ein neuer Kurgast zum Vorschein kam. Es war Niemand anders, als ein junger Baron Dornkranz, der Baronin einziger Sohn.

Man konnte, ohne seinen Taufschein zu sehen, nicht wohl wissen, daß der junge Baron erst siebenundzwanzig Jahre zählte, folglich sich in der Fülle seiner Kraft befand. Er war eine lange, schwächliche Gestalt von hübscher Taille, aber schwach und schwindtächtig. Sein bleiches Gesicht verrieth Schlaffheit, die großen Augen hatten etwas Leeres, Nichtssagendes, die Wangen zitterten gleichsam bei jeder Anstrengung, die Stirne war von tiefen Falten gefurcht und von einer Menge feiner, blauer Adern durchkreuzt.

Daß er einen mehr als schwachen Haarwuchs hatte, wurde durch eine geschickt gearbeitete Pariser Perücke verdeckt. Trotz alledem war an dem jungen Mann Etwas das interessirte. Seine ganze Gestalt,

jeder Zug, jede Bewegung verrieth etwas Leidendes; er glich einer abgelaubten, verblaßten Maistange, die einsam und verlassen auf dem Tanzplatze steht. Es findet sich etwas tief Melancholisches in allen *neuen* Ruinen, etwas Erfreuliches dagegen in einer solchen, welche der Zeit getrotzt hat.

Der junge Mann hatte eine ebenso elegante Art zu sein, wie sein Aufzug elegant war, und dieser Umstand, verbunden mit seinem leidenden Aussehen, welches bewies, daß er manchen harten Kampf mit dem Schicksal gekämpft, sowie seine zugleich freie und vorsichtige Conversation, fesselte besonders die Aufmerksamkeit der Damen. Es ist eine Eigenthümlichkeit, daß das Weib sich zwar auf den Mann stützen will und nicht glücklich wird, wenn sie diese Stütze nicht zu besitzen glaubt; aber dabei will sie unendlich gern als Retterin des Mannes sowohl in leiblicher, als in geistiger Beziehung auftreten.

Just diese Rettungslust ist es, die der »interessanten Blässe« die Möglichkeit darbietet Erfolge bei dem schönen Geschlecht zu gewinnen. Man ahnt einige Seelenwunden, die geheilt werden müssen, eine Reue, die nach Tröstung verlangt, einige Schwachheiten, denen Entschuldigung Roth thut.

Es währte nicht lange, so war der junge Baron bei der Majorin eingeführt, und nach wenigen Tagen



wußte schon die ganze Stadt, daß der junge Baron Dornkranz und Ernestine einander liebten, wie auch von der Majorin bereits den mütterlichen Segen empfangen hatten, welchen die Baronin so veranstaltete, daß er ein theatralisches Aussehen gewann, denn die Baronin begnügte sich nicht mit den einfachen Gefühlen, sondern glaubte immer durch ein glänzendes und überraschendes Aeußere ihren Werth erhöhen zu müssen.

Tante Ryppel konnte, wie die Baronin sich ausdrückte, nicht länger ihre Sehnsucht bemeistern, ihre geliebte Ernestine wieder an ihr klopfendes Herz zu pressen, und deßhalb reiste das junge Mädchen mit einer bekannten Familie bald zu der edlen Tante zurück.

Tante Ryppels Vermögen war jetzt nach allen testamentarischen Formen an Ernestine verschrieben, deßhalb bekam sie auch sogleich einen Freier, und wer konnte sich hiezu wohl besser eignen, wer konnte besser und angenehmer sein, als der junge Dornkranz? Man konnte zwar nicht leicht einen größeren Kontrast sehen, als zwischen ihm und seiner siebzehnjährigen Braut. Er abgemagert, bleich, schlaff für die Welt abgestorben, ein Philosoph aus Mattigkeit und Uebersättigung, ein Tugendspiegel aus Kränklichkeit und Trägheit, mit einem Wort ein Mensch von

siebenundzwanzig Jahren, der bereits fünfzig durchlebt hat; sie dagegen frisch wie eine neuaufgesprungene Rose, anspruchsvoll wie ein reiches Mädchen, oberflächlich wie eine Modepuppe und launisch wie Tante Ryppel selbst. Deßungeachtet war es eine passende Partie, die von Allen gutgeheißen wurde, außer von Axel Ehrmann, welcher sie ebenso, boshaft als lächerlich mit dem von einem Blumengarten umgebenen Hotel-Dieu verglich.

»Ernestine ist abgereist,« sagte die Majorin zu Emma; »*dieses* Kind hat mir nie etwas Anderes als Freude bereitet.«

»Ach ja, Mama.«

»Jetzt ist sie mit einem edlen Manne verbunden.«

»Aber, Mama, wie elend sieht er nicht aus!«

»Elend! welche Ideen! Besteht etwa der Werth des Mannes darin, daß er hübsch aussieht?«

»Nein, gewiß nicht, aber es scheint, er sei kränklich und . . . .«

»Kränklich? Ja, das wissen wir, er hat sich in der Schweiz auf einer Fußreise im Gebirge erkältet, als er . . . Du hast wohl die Sache gehört; meine Freundin, die Baronin hat sie umständlich erzählt.«

»Nein.«

»Ja siehst Du, in der Schweiz giebt es ganz unübersteigliche Berge, aber zwischen ihnen liegen

kleine Fußpfade, deren sich die Reisenden bedienen müssen. Als Gabriel dort in Gesellschaft eines russischen Fürsten und eines englischen Lords herumwanderte, hörten sie Nothrufe. Der Russe und der Engländer wagten sich nicht an den beständig herabrasenden Lawinen vorbei; aber Gabriel schritt mit altschwedischem Muth voran und fand eine ganz arme Familie, die beinahe im Schnee begraben war. Er trug jetzt die erstarrte, ohnmächtige Mutter, sodann die Kinder fort und rettete alle. Aber eine Ader sprang in seiner Brust und seitdem hat er eine Herzerweiterung. War dies nicht edel?«

»O ja, Mama.«

»Und jetzt wird Ernestine ihn, seinen Namen, seinen Rang und seine Zukunft besitzen.«

»Ja.«

»Liebe Emma, da siehst Du, wie ein Mädchen, das sich seine Bildung angelegen sein läßt, das seine natürliche Anmuth durch Kunst zu erhöhen sucht, einer glücklichen Zukunft entgegensieht und beständig ein Mutterherz erfreut.«

»Ach, Mama!«

»Ja, liebe Emma, Du bist gut, bescheiden, fleißig, häuslich; alles das ist recht schön; Du bist aufopfernd, ganz gut, aber davon nimmt die Welt keine Notiz. Du wirst nie einen Mann bekommen, liebe Emma, und

ich werde mit dem Kummer sterben müssen Dich unversorgt zu wissen.«

Emma lächelte.

»Du hältst das für eine Kleinigkeit, aber Du bist mit Deinen wunderlichen Ansichten, mit deiner Bescheidenheit und Schüchternheit, für mich ein Unglückskind.«

»Gute Mama, sprechen Sie nicht so, es thut so weh im Herzen.«

»Ich will Dich nicht verletzen, aber Du siehst doch ein, daß Du weit hinter Deiner Schwester zurückstehst; warum mußt Du das, arme Emma?«

»Ich bin nicht zu beklagen.«

»Das verstehst Du nicht.«

»Ich beklage vielmehr Ernestine, daß sie einen solchen Mann bekommt.«

»Einen solchen, einen so edlen Mann?«

»Mag sein, liebe Mama, aber Ernestine legt vermuthlich keinen großen Werth auf seinen Edelsinn: überdies glaube ich, aufrichtig gestanden, nicht sonderlich daran.«

»Was sagst Du da?«

»Ebensowenig, verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, Mama, als ich an das zärtliche Herz der Tante Dornkranz glaube; sie scheint mir die Gefühle viel zu

sehr zu spielen, als daß sie dieselben wirklich haben könnte.«

»Emma! Emma! Du weißt nicht von wem Du sprichst und mit wem.«

»Doch Mama, ich weiß beides und weiß auch, daß, wenn nicht Tante Ruppels Geld sich auf der einen, und der Freiherrntitel auf der andern Seite befunden hätte, dann . . .«

»Wer hat Dir das gesagt? Das hast Du nicht selbst ausgedacht.«

»Doch, liebe Mama.«

»Emma, Du bist und bleibst ein Unglückskind; wer will Dich haben?«

Emma lächelte. »O Mama, es könnte mich wohl Jemand haben wollen.«

»Dich?«

»Ja. Würde es Sie freuen, Mama?«

»Ja wirklich, wenn Jemand Dich haben wollte, vorausgesetzt daß es ein ehrlicher Mann ist.«

»Ja, ach ja, Mama, das habe ich auch gedacht.«

»Arme Emma, Du hoffest vergebens. Ich habe gedacht, daß der Notar . . .«

»Ihn will ich nicht «

»Da höre man! Was hat er für Fehler? Er ist wenigstens nicht kränklich.«

»Aber er ist doch sehr lächerlich, liebe, Mama.«

»Emma, Du hast Ausdrücke, die mich zum Mindesten gesagt, in Staunen setzen; sie sind unvorsichtig, ungerecht.«

»Ich weiß nicht, aber ich spreche, wie ich denke, liebe Mama.«

»Das geht nicht an, Emma, Du hast keine Zukunft und mußt Dich in Acht nehmen, obschon Du gewöhnlich so schüchtern bist, daß es just keine Gefahr hat.«

»Aber, Mama, wenn ich dennoch wirklich eine Zukunft bekommen könnte!« begann Emma nach einer kurzen Pause erröthend und mit niedergeschlagenen Blicken wieder.

»Was meinst Du?«

»Nun, Mama, Sie haben so vielen Kummer meinerwegen, daß ich mich nicht verheirathen könne, und . . .«

»Ja Kind! Ich weiß wirklich nicht, wie Du Dich verheirathen könntest, da sich keine passende Partie zeigt.«

»Liebe Mama, was verstehen Sie unter passend?«

»Eine wunderliche Frage, aber Du kannst die Antwort selbst finden. Ein gebildeter, anständiger, ehrlicher Mann, der eine Frau ernähren kann.«

»Ja, ach ja!«

»Du bist so wunderlich, Emma.«

»Meine liebe, gute Mama,« sagte Emma plötzlich, indem sie sich ihrer Mutter an den Hals warf; »meine gute Mama! werden Sie nicht böse . . .«

»Was kommt Dich an? Ich hoffe, daß Du klug bist, und . . .«

»Ja, gute Mama, ach ! . . .«

»Sollte wohl . . .«

»Ja, er fragte mich gestern, und ich . . .«

»Wer?«

»Axel, liebe Mama!«

»Nun, mein Gott, hätte ich so Etwas ahnen können?«

»Aber er ist anständig, gebildet, ehrlich — liebe gute Mama . . .«

»Du solltest Dich so erniedrigen!«

»Erniedrigen?« wiederholte Emma, und ihre sanften Augen bekamen einen eigenthümlichen Ausdruck stolzen Selbstgefühls. »Nein, nein, Mama, das ist nicht gerecht.«

»Ein Gesell.«

»Ist nicht ein Gesell besser als derjenige, der weiter nichts Anderes als seiner Mutter Sohn ist?« fragte Emma ernsthaft. »Ist nicht ein wenn auch noch so Niedriggestellter, der sich selbst zu dem gemacht hat was er ist, besser als ein noch so Hochgestellter, der

Alles geerbt, Alles durch Zufall oder durch die Gnade der Vorsehung bekommen hat?«

»Welche Ideen! Welche verwirrte Ideen!« bemerkte die Majorin. »Das ist die Frucht der Romane und Geschichten, die ihr Mädchen leset.«

»Aber ist es Unwahrheit?«

»Ich bekümmere mich nicht darum, in wie weit es wahr oder unwahr ist, aber so viel ist sicher, daß es unpassend ist. Da sehe ich Dich lieber Deiner Lebtag als alte Jungfer umhergehen . . . von aller Welt vergessen . . . ja besser vergessen als erniedrigt sein.«

Emma schwieg und hörte die lange Morallektion ihrer Mutter ruhig an. Daß in dieser ganzen Rede nicht ein einziger Vernunftgrund, nicht ein einziger Satz, der eine augenblickliche Prüfung ausgehalten hätte, vorkam, ist ziemlich klar; aber sie war dennoch die Frucht einer Art von Weltanschauung, die beinahe ebenso richtig ist, wie wenn man sich nicht begnügt mit seinen eigenen Augen zu sehen, sondern es vorzieht die Sache durch den façonnirten Boden eines Salzfasses zu betrachten. In einem solchen Fall begnügt man sich nicht Etwas ganz und so wie es ist zu sehen, sondern aus- und abgekehrt und zerrissen.

»Er hat mein Versprechen, Mama,« war Emmas einzige und schließliche Antwort.



# Ein Brief

Helsingfors im Juli 18.

Liebe Mama!

Die Kränklichkeit meine» geliebten Gabriel hat mich verhindert Ihnen, wie es meine Pflicht gewesen wäre, zum Neujahr zu gratuliren. Drei Jahre sind jetzt verflossen, seit mein lieber Gabriel und ich den Segen der Kirche empfangen haben. Es sind recht harte Jahre gewesen, denn Gabriel war beständig kränklich und mußte lange Zeit das Bett hüten wegen seiner schlimmen Knochenschmerzen, die ihn des Nachts nicht schlafen lassen. Während dieser Zeit haben wir alle Aerzte befragt; aber Nichts will helfen, als ein Dekokt, das Gabriel bekam und wovon er etwas besser wurde.

Mittlerweile haben wir, Gott sei Dank, den Winter über immer sehr viele Vergnügungen hier gehabt. Die Tanzgesellschaft hat manche frohe Stunde gefeiert, und ich war immer dabei, obschon es mir unangenehm war, weil mein Gabriel daheim auf seinem Schmerzenslager sich quälte. Unser kleines Mädchen, das arme Ding, ist auch nicht gesund, sondern hat, wie der Doctor sagt, Skropheln. Ihr kleiner lieber Rücken krümmt sich und der Kopf verwächst, aber mit Gottes

Hilfe wird sie wohl durch Leberthran noch recht werden. Gabriel ist recht freundlich, wenn er keine Schmerzen hat, aber dies ist selten, und deßhalb habe ich eine besondere Wohnung, denn mitunter ist er so ungeduldig, daß er mich gar nicht ansehen kann — obschon er mich zärtlich liebt.

Gott sei Dank, daß wir die Mittel besitzen Etwas aufwenden zu können, wofür Tante Ruppel sorgt, so daß wir Alles vortrefflich haben. Alle unsere Möbel sind mit Seide überzogen, und wir haben einige Equipagen, die so schön sind, daß ich nur wünschte, Sie könnten sie sehen, Mama. Wenn Gabriel gesund wäre, möchten mir Sie so gerne auf einige Zeit bei uns haben. Sie könnten sich ein Paar Hundert Reichsthaler für eine solche Reise zurechtlegen; sie kostet höchstens zwei- oder dreihundert ohne das, was eine passende Toilette kostet. Sie dürfen sich hier um Gotteswillen nicht mit dem alten weißen Seidenhut oder Ihrem alten, längst aus der Mode gekommenen Shawl zeigen; ich müßte mir die Augen aus dem Kopf schämen, wenn Sie sich in einer solchen Ausstaffirung, wie Sie daheim herumgehen, auf den Straßen von Helsingfors blicken ließen.

Inzwischen überlassen wir dies der Zukunft. In einem Monat werden wir nach Karlsbad reisen, wo Gabriel den Sprudel gebrauchen soll; unser kleiner

Engel bleibt daheim, denn sie würde uns blos hindern uns ein wenig lustig zu machen. Es ist schrecklich, wie empfindlich das arme Kind ist, und Gott thäte wohl daran es aus all diesem Elend zu erlösen. Es wäre ein Unglück ein buckliges Mädchen zu haben. Mein Gott, sie könnte sich nie in der Gesellschaft zeigen, ohne ausgelacht zu werden, Gott helfe meinem guten Mädchen.

Daß Sie so schwach sein konnten Ihre Einwilligung zu Emmas Thorheiten zu geben, kann ich nicht begreifen. Gabriel wurde so böse, das er Husten und Herzbeklemmung bekam, als ich ihm erzählte, Emma sei die Braut eines — mein Gott, ich schäme mich auszuschreiben, was er ist. Daß Sie so in Angst waren, Emma möchte krank werden und sterben, das war recht kindisch von Ihnen. Es wäre besser gewesen, sie wäre gestorben, als daß sie uns alle erniedrigte. Inzwischen, Mama, können Sie ja Ihr Wort zurücknehmen, denn Sie brauchen es nicht zu halten, da man es Ihnen durch Lug und Trug abgedrungen hat.

So viel muß ich sagen, daß Gabriel mir erklärt hat, ich dürfe Emma nicht mehr als Schwester anerkennen, nachdem sie sich erniedrigt hat — wir wollen uns wenigstens mit einer solchen Verwandten nicht beschmutzen. Sie Ihrerseits, Mama, können thun was

Sie wollen, aber inzwischen ist es ein unheilbarer Bruch in der Familie, wenn dieser Mensch Emma heirathet. Ich bitte Sie, Mama, und auch Gabriel bittet Sie, daß Sie es nicht so weit kommen lassen.

Ich sollte Emma grüßen und ich thue es von ganzem Herzen als Schwester. Gabriel will Nichts von ihr hören.

Just jetzt kam die Modehändlerin mit einem Hut *à la* Kleopatra, mit Goldähren auf dunklem Purpursammt; ich werde ihn morgen zum ersten Mal tragen, da es der hohe Namenstag der Kaiserin ist. Er kostet blos fünfzig Papierrubel, wird aber nur ein einziges Mal benutzt. Niemand sonst hat einen solchen —

(Eine Stunde später.)

Der Hut paßt gut — ich brauche wirklich Helles Futter, denn dies giebt dem Gesicht Glanz, wenn man blaß ist. Ich bin etwas magerer als früher, aber das schadet Nichts; wenn man fett ist, so ist dies immer etwas Mägdeartiges im Aussehen. Emma ist wohl rund und fett wie gewöhnlich — das kann für ihren künftigen Stand passen. Liebe Mama, verhindern Sie die Sache; im andern Fall wird die Verbindung zwischen uns abgebrochen werden.

Gabriel läßt Sie grüßen. Er ist heute sehr schwach, woran die betrübte Nachricht von Emmas Thorheit

und Ihrer unbegreiflichen Schwachheit, Mama, größtentheils Schuld ist. Gott legt uns schwere Kreuze auf — aber wir müssen sie mit Geduld tragen. — Vergessen Sie nicht

Ernestine Dornkranz.

NS. Sie brauchen, damit ich den Brief bekomme, keine längere Adresse zu schreiben, als: »Hochwohlgeborne Frau Baronin Ernestine Dornkranz. Helsingfors.« Gabriel sagt, das sei ganz gleich, wie ich geheißen habe, bevor ich ihn bekommen — jetzt gehöre ich ihm im Leben und im Tod. Darin hat er vollkommen Recht, Mama. Die kleine Alexandra läßt Sie grüßen; das arme Ding liebt den Thran nicht; aber der kleine Rücken scheint etwas gerader als gestern.

\* \* \*

Die Trauung war vorüber und die wenigen Gäste nippten aus ihren mit Rheinwein gefüllten Gläsern, als die Majorin diesen Brief erhielt. Sie ging in ihr Zimmer und las ihn.

Emma saß glücklich, wie eine junge Brant zu sein pflegt, auf dem jetzt altmodischen großen rosigen Sopha neben ihrem Mann, dem Klempnermeister Axel

Ehrmann. Die Neuvermählten müssen gleichsam zur Ausstellung so sitzen. Der Notar Reimling sagte verschiedene geistreiche Sachen zu der Braut, die jedoch nicht so aufmerksam darauf zu hören schien, wie der Notar und die restliche Veranlassung es forderten.

»Aber wo ist Mama?« fragte sie unruhig! »ich muß zu ihr hineingehen und den Brief lesen.«

Als sie hineintrat, fand sie ihre Mutter in Thränen schwimmend.

»So, Du bist es, Unglückskind,« schluchzte die Majorin und streckte ihre Arme aus. »Emma, Emma, Du bist mein Unglückskind. Wenn Gott Dich abgerufen hätte, als Du klein warst, es wäre besser gewesen.«

»Gute Mama, weinen Sie nicht, ich bin so glücklich.«

»Glücklich, Emma! Das ist just das Unglück, daß Du Dich glücklich findest, während Du das Herz Deiner Mutter zermalmst.«

»Aber, Mama, Sie haben ja Ihre Einwilligung gegeben.«

»Ja, ja, und was sagt Ernestine dazu? Was wird die ganze Welt sagen? Sah ich nicht selbst, daß der Notar den Mund verzog, als Du im Brautstuhl sagtest : »Ich nehme Dich, Axel Ehrmann, zu meinem Ehegatten,

Dich zu lieben in Freud und Leid;« da wollte er lachen. Eine Majorstochter, ein Mädchen, deren Schwester mit den vornehmsten Häusern liirt ist, gelobt Treue und Liebe einem — Klempner.«

»Gute Mama!«

»Wäre der Doctor nicht gewesen, hätte der einfältige Mensch nicht geglaubt, Du würdest am Nervenfieber sterben, wäre er nicht mit seinen Gleichheitsideen gekommen, und hätte er mich nicht in einem schwachen Augenblick verleitet meine Einwilligung zu geben — aber es ist geschehen, es läßt sich nicht mehr ändern; da lies den Brief.«

Emma war aufgeregt, behielt aber deßungeachtet ihre äußere Ruhe. Es war in ihrem Herzen Etwas, das ihr sagte, daß sie Recht habe, Mutter und Schwester aber Unrecht.

Emma erröthete bald, bald erblaßte sie, nicht sowohl über Ernestinens und ihres Gabriels Zorn, als vielmehr über diesen Ton platten, freudlosen Leichtsinns, der in jeder Zeile ihres Briefs zum Vorschein kam; dieses jämmerliche Herumflattern zwischen einem neuen Hut und der Hoffnung auf Gottes Güte, diese Effekthascherei mit ihrem geliebten Gabriel, diese Aufrichtigkeit in Bezug auf die Vergnügungen der Stadt, und diese lieblose Liebe,

die sie an ihr Kind verschwendete, — Alles das verletzte Emma, die nur durch und für Andere lebte.

»Und dieser Brief kann Sie so schmerzen, Mama? Ach, Mama, ich bin doch glücklicher als Ernestine, denn ich beginne wenigstens nicht mit einem Heimwesen, das ein Mittelding zwischen einem Lazareth und einem Theatersaal ist.«

»Wie so?«

»Ja, Mama, wo der Schmerz, möglicher Weise die zu späte Reue und der Hochmuth hinter den Koulissen winseln, während vorn auf der Bühne Andere lachen und tanzen.«

»Du sprichst übel von meiner Ernestine, und dennoch steht sie so hoch über Dir, daß Du nicht würdig gefunden wirst über ihre Schwelle zu treten. Und siehst Du, ich, auch ich werde von meiner Tochter verachtet; sie will Nichts von ihrem — meinem — Deinem Namen — vom Namen Deines seligen Vaters wissen; das ist hart, das geschieht Deinetwegen.«

Emma hatte antworten wollen, aber in diesem Augenblick steckt Doctor Ennetson sein joviales Gesicht zur Thüre herein.

»Der Bräutigam bat mich hereinzugehen. Wie geht's, Frau Majorin? Ach, ein kleiner Anfall von den gewöhnlichen Krämpfen?«



Die Majorin schwieg, verbarg aber ihre verweinten Augen im Nastuch.

»Haben Sie einen Schmerz im Scheitel, wie wenn ein Nagel darin säße und bohrte?«

Keine Antwort.

»Mama hat einen Brief erhalten,« sagte Emma; hier ist er, Doctor, jetzt wissen Sie Alles.«

»Aha, die Mesalliance? Hm, der Klempner ist ein recht artiger und unterrichteter Mann, hm.«

Der Doctor setzte seine Brille auf und las. Als er fertig war, hatte die Majorin sich erholt.

»Nun, was sagen Sie jetzt, Herr Doctor?«

»Ganz dasselbe wie früher. Das ist eine elende Haushaltung dort; es ist sehr zu beklagen, daß sie so kränklich, so bornirt und so roh sind.«

»Wer?«

»Mein Gott, des Barons dort in Finnland.«

»Und Sie sehen nicht ein . . .«

»Ja wohl, ich sehe ein, daß die Thorheiten der Tochter sich auf die Kinder bis ins dritte und vierte Glied vererben — dies aufrichtig gesagt, meine beste Majorin. Ich bin überzeugt, daß das arme Kind dort, wenn es am Leben bleibt, seinen Buckel als ein edles Erbtheil anzusehen hat, und er ist auch ein Erbtheil. Der Fluch und die Missethaten der Väter gehen auf die

Kinder über bis ins dritte und vierte Glied, sagt die Schrift.«

»Und dies sagen Sie zu mir?«

»Ja, meine gute Majorin, ich bin verpflichtet alle Krankheiten zu heilen, und auch die Ihrige. Hier ist die reine Wahrheit, so herb sie auch schmecken mag, das einzige Heilmittel, das sich finden läßt. Gott lasse es helfen! Besinnen Sie sich, Frau Majorin, wer waren Sie selbst, bevor Sie sich verheiratheten ?«

Die Majorin schlug die Augen nieder.

»Sie waren eine arme, vergessene, aber deßungeachtet liebenswürdige und gute Bürgerstochter; Ihr Vater war, wenn ich mich nicht irre, Schneider; oder wie?«

Die Majorin schwieg.

»Ihr Mann machte eine Mesalliance, das ganze Offiziercorps kam in Unruhe, wollte ihm die Kameradschaft aufkünden; aber Sie, Frau Majorin, vertheidigten Ihren Platz als seine Gattin, und er erröthete niemals Ihretwegen; warum brauchen Sie sich eines Klempners als Ihres Schwiegersohnes zu schämen?«

Die Majorin beharrte in ihrem Schweigen.

»Ich war es, der Sie damals in Schutz nahm, meine selige Frau war es, die Ihnen zuerst einen Besuch machte; meine Frau war es, die Sie zuerst neben die

Kammerherrin Goldpfeil auf den Sopha setzte und in die Badgesellschaft einführte. Man vergaß die Schneiderstochter und lernte die Majorin schätzen.«

»Aber Niemand vergißt den Klempner,« sagte die Majorin.

»Er ist auch kein Mann zum Vergessen,« antwortete der Doctor freundlich. »Kommen Sie jetzt, Majorin, und Sie, kleine Klempnerin!« fügte er hinzu und bot beiden Damen die Arme. »Jetzt müssen wir hinausgehen, der Brief kann liegen bleiben. Wissen Sie was, wenn zwei dumme Leute in Finnland sich darüber ärgern, daß ein Mädchen eine Mesalliance gemacht hat, so finden sich Tausende und aber Tausende in Schweden, die darüber rasend sind, daß Finnland einen vornehmen Ehebund mit dem mächtigen Rußland geschlossen hat. Dies war gewiß keine Mesalliance in Ihrem Sinn, Frau Majorin.«

Mit diesen Worten führte er die beiden Frauenzimmer in die Gesellschaft.

Der Hochzeitabend war und blieb langweilig. Die Majorin bemühte sich zwar fröhlich zu scheinen, aber sie konnte es nicht. Und dieser Kampf war nicht erfreulich anzusehen.

## Die Blumen und die Polka.

»Weißt Du auch, Axel,« sagte Frau Ehrmann einige Jahre später, »daß Mama jetzt zu einer ganz andern Ansicht gekommen ist? Sie hat eine lange Litanei von Ernestine erhalten. Jetzt ist ihr Mann besser, beinahe wiederhergestellt, obschon er wie ein Gerippe aussieht.«

»So, so; nun das schien von Anfang an der Fall zu sein, es war nicht viel an ihm zu holen; selbst sein Geist schien etwas zusammengeschrumpft.«

»Aber Ernestine ist in Verzweiflung. ›Der einzige glückliche und fröhliche Tag meiner ganzen Ehe war mein Hochzeitstag,« sagt sie.«

»Gott sei Dank, wir können das Gegentheil sagen,« erwiderte Ehrmann; »der einzige widerwärtige Tag, den ich in meiner Ehe hatte, war der Hochzeitstag; der war aber auch grandios langweilig.«

»Ja, das kannst Du wohl sagen. Inzwischen hat Mama jetzt Alles bequemer und besser als früher, aber ich kann sie nicht dazu bringen Dich zu sehen.«

»Nun gleichviel, ich habe in meinem Leben vorurtheilsvolle alle Weiber genug gesehen; aber

warum ist Deine Schwester jetzt in Verzweiflung, da sie doch ihren Juwel wieder ganz und fertig bekommen hat?«

»Er muß sie vernachlässigen.«

»Ah, lautet das Liedchen so? macht er vielleicht Andern den Hof?«

»Ja, leider Gottes.«

»Du mußt vielmehr sagen: Gott sei Dank! denn das beweist, daß der Bursche wieder gesund geworden ist.«

»Ernestine spricht davon, daß ihre Nachtwachen und ihre Opfer mit Undank belohnt werden.«

»Ich begreife nicht, warum er ihr dafür danken soll, daß sie bei Assembleen wachte, während er krank darniederlag.«

»Aber er ist garstig gegen sie.«

»Recht so, recht so, sie wollte es nicht besser haben.«

»Aber, mein Gott, das muß doch wohl nicht zur Vornehmheit gehören?«

»Nein, bewahre, Emma, die Vornehmen sind und können eben so glücklich sein, wie wir, es wäre dumm dies leugnen zu wollen; aber ein Mädchen, das um eines Namens willen heirathet, oder ein Mann, der des Geldes wegen heirathet, wird entweder wirklich

unglücklich, oder es sind dies so abgestumpfte Naturen, daß sie nicht glücklich werden können.«

»Ja, Du hast nicht des Geldes wegen geheirathet, Axel.«

»Und Du nicht des Namens wegen, Emma; also sind wir quitt.«

\* \* \*

Die Majorin, die seit ein Paar Jahren sich mit dem Schicksal ihrer Emma zu versöhnen begonnen hatte, konnte gleichwohl niemals dazu vermocht werden ihren Schwiegersohn zu empfangen. Die Erinnerung, daß sie selbst die Tochter eines armen Handwerkers war, hatte für den Augenblick gewirkt, aber durchaus nicht nachhaltig. Sie brachte eher das Gegentheil hervor. Das arme Schaf, das von Stein zu Stein klettern muß, um sich der Bergspitze zu nähern, fürchtet beständig zu fallen. Die Gemse, die da oben geboren ist, fürchtet es nicht, sondern macht Sprünge, welche das Schaf niemals wagen würde.

Emma hatte Gelegenheit ihrer Mutter zu helfen und sie in ihren Nöthen zu unterstützen. Die Majorin empfing diese wohlgemeinten Gaben niemals ohne ein tiefes Gefühl ihrer Erniedrigung, daß sie genöthigt sein solle gegen einen simpeln Klempner in einer Art

von Dankbarkeitsschuld zu stehen. Sie machten ihr keine Freude, der armen Mutter.

Die guten Stadtbewohner unterließen es auch nicht sie bei jeder Gelegenheit zu verletzen. Wenn die Bürgermeisterin einen Besuch abstattete, erzählte sie beiläufig, sie habe sich bei dem Tochtermann der Majorin einen Papageikäfig machen lassen; die Rathsherrin Schwan hatte dem »Klempner«, den Schwiegersohn der Majorin, auf der Straße begegnet, und die Postinspectorin hatte die liebe, gute Frau Ehrmann selbst in ihrer Bude gesehen, wie sie einen Trichter verkaufte.

So oft die Majorin etwas Aehnliches hatte hören müssen, bekam Emma, wenn sie erschien, wieder das alte Lied zu hören: »Du bist eine gute Tochter, Emma, aber deßungeachtet ein Unglückskind,« und bald darauf: »Die arme Ernestine, die so unglücklich ist — sie, die mir immer Freude gemacht hat, die mein einziger Trost im Alter ist.«

Im verflossenen Jahr erkrankte die Majorin. Noch in der Todesstunde, wo die zärtliche Tochter die einzige Person war, die an ihrem Lager saß, wo sie auf eine lange Reihenfolge von Jahren zurückblickte, während deren Emma ihr Alles und Ernestine Nichts gewesen war, sah sie nicht ein, daß sie sich von einem elenden, eingepflichten Vorurtheil beherrschen ließ, das

ihr ganzes Leben durchdrungen hatte. — »Gott segne Dich und mache Dich glücklich in Deinem verachteten Stande!« röchelte die Mutter; »ich werde bei Gott im Himmel für Dich beten, mein armes Unglückskind.«

\* \* \*

Im folgenden Frühling wuchsen Blumen auf der Majorin Grab — das Unglückskind hatte sie in Liebe und Demuth gepflanzt; und in der Kirche saß ein kunstreich gearbeiteter Kranz von englischem Zinn, ein Meisterstück in seiner Art, mit einer feinpolirten Platte in der Mitte, worauf der Name und die Jahreszahl der Majorin eingegraben war. Das hatte der Mann des Unglückskindes verfertigt.

In Helsingfors war großes Souper. Ernestinens Trauerjahr war zu Ende, und man feierte die Ablegung des schwarzen Kleides mit einem Ball, wozu man die vornehmsten Familien des Landes geladen hatte.

»In Wahrheit, Schwarz ließ Ihnen gut, aber Couleur noch besser,« sagte Graf Seniorof artig, indem er der Baronin die Hand zu einer Polka reichte.

Welche von Beiden war wohl das Unglückskind, diejenige welche der Blumen des Grabes wartete, oder die Polkatänzerin?